

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 20

Posen, den 28. September

1930

Die Freiheit der Frau.

Ist schon je ein solcher Mißbrauch mit dem Worte „frei“ getrieben worden wie heute? Nur frei sein, ist das Ziel so vielen Strebens und Mühens. Die Arme reden können, seine Kraft gebrauchen, wie man will, keine Schranken sehen, wo immer man sich hinwendet, ganz auf den eigenen Willen gestellt sein, nicht ängstlich nach rechts und links schauen müssen, das meint man mit Freiheit, die sehnt man herbei. Und gab es je so wenig wahre Freiheit wie heute?

Frei sein soll nicht nur der Mann, frei sein soll auch die Frau! Wie verlockend schildert man ihr dies neue köstliche Gut. Sie braucht nicht mehr ängstlich um ihren guten Ruf besorgt zu sein, denn erlaubt ist, was gefällt; sie kann sich geben, wie und wem sie will, niemand darf ihr darum Vorwürfe machen. Es gibt eben keine Schranken mehr, es gibt nur noch Freiheit. Und geblendet schauen so viele Frauen in diesen neuen Glanz. Sehen sie aber auch, daß es nur die Freiheit des Maskenfestes ist, die man ihnen bietet, daß man ihnen ihren ganzen Reichtum nimmt, um ihnen mit kleinen Kupfermünzen wieder zu vergelten?

Wohl ist es schön, im Karneval einmal ein paar Stunden lang zu tun, als sei man ein anderer, als gäbe es keine Schranken, keine Bindungen, als könne man tun und lassen, was man wolle. Wie aber ist das Erwachen am Aschermittwoch, wenn man plötzlich erkennt, daß man doch für die Folgen seines Tuns einzustehen hat? Auch für die Frau bedeutet die Lösung von allen Bindungen nur einen Karneval, eine Täuschung; denn sie bleibt ja doch immer Frau, gebunden durch ihre ganze geistige und körperliche Veranlagung. Das Wesen der Frau ist verankert in ihrem Mutterwillen, sie ist Trägerin der Zukunft und Hort der Vergangenheit. Alle tönenden Worte und spitzfindigen Reden machen sie davon nicht frei. Der Mann kann den Folgen seines Tuns ausweichen, die Frau aber trägt die ganze Verantwortung, und sie trägt daran ihr Leben lang.

Die Frau von heute ist frei, so sagt der Mann zu ihr, so lange sie jung ist, denn so lange wird sie begehrt. Die Frau von heute ist frei, so sagt der Mann zu der Frau des anderen, nie aber zu der eigenen, die er liebt. Darin liegt die ganze Furchtbarkeit dieser mit vielem Getöse in die Welt posaunten „neuen Sittlichkeit“. Gibt es wirklich Frauen, die vor der unerbittlichen Wahrheit dieser beiden Sätze sich verschließen können? Die Freiheit der Frau ist nur der heiße Wunsch männlicher Selbstliebe. Denn nur der Mann hat Vorteil und Nutzen davon.

Wir lächeln überlegen über ein Mädchen, das sich von einem geschickten Heiratschwindler seine Ersparnisse abnehmen läßt, sie hingibt für leere Worte, für unerfüllte Versprechungen. Uns könnte das natürlich nicht passieren! Und doch verschließen wir unser Ohr durchaus nicht ganz fest, wenn wir den Reichtum unseres ganzen Frauenwesens hingeben sollen für die „Freiheit“ der Frau, also für etwas, was nie wirklich sein kann.

Richtig und voll entfalten kann sich frauliche Eigenart nur in der Ehe und der Familie, aber auch da nur, wenn sie sich geborgen weiß in diesem Hafen, der ihr volle Entwicklungsmöglichkeit für alle Zukunft sichert. Frauenwirken ist Sorgen für morgen. Die Frau ist wie die Blume, die auch nur blühen und Frucht tragen kann, solange sie in festem Boden wurzelt. Jede Bestrebung, die an den Grundfesten der dauernden Ehe rüttelt, untergräbt die Entwicklungsmöglichkeit der Frau und gefährdet damit die Zukunft. Man sagt: Freiheit der Frau, und meint: Freiheit des Mannes gegen die Frau.

Ubrüstungspolitik im weiblichen Lager, Wehrlosmachung der Frau und damit Bedrohung ihrer ganzen Wesensart bedeutet diese Propaganda für die neue Art der Beziehungen der Geschlechter zueinander. „Nach Freiheit strebt der Mann-

das Weib nach Sitte.“ Dieses Streben nach Sitte seitens der Frau entspringt nicht ausgeklügelten Vernunftsgründen oder verstandesmäßig erkannten Folgerungen, sondern lediglich dem sichereren Instinkt für das, was zu ihrem Gedeihen notwendig, und dem untrüglichen Gefühl gegen alles, was ihr Verderben wäre. Wehren muß sich heute jede Frau für sich, für die andern und für die Kommenden gegen jede Forderung in den Beziehungen zwischen Mann und Frau. Kämpferisch veranlagt ist jede deutsche Frau, wenn das Ziel lohnt. Und sollte sie sich nicht voll einsetzen, wenn ihr ureigenstes Wesen bedroht ist?

E. M. Ebeling.

Ein halbes Stündchen Mittagsruhe für die Hausfrau!

Bei dem Tempo und bei der wirtschaftlichen Not unserer Zeit gönnen sich viele Menschen keine Ruhe mehr: der Hausvater geht den ganzen Tag über seinem Berufe nach, die Hausfrau schafft von früh bis spät, um sparsam zu wirtschaften und mit möglichst wenig fremder Hilfe auszukommen. Dennoch sollte gerade die Hausfrau darauf bedacht sein, bei allem auch mit ihren Kräften sparsam umzugehen und wenigstens einmal am Tage für ein halbes Stündchen unbedingt auszuspannen. Mehrere Gründe führen zu dieser Mahnung.

Durch das dauernde Hin- und Herlaufen beim Reinigen der Wohnung, beim Einkaufen, durch das häufige Bücken oder besonders Gebücktstehen beim Waschen oder Geschirrspülen wird die gesamte Muskulatur der Hausfrau angekrenzt, ja, oft überanstrengt. Kreuz- und Gliederschmerzen, Unlust und üble Laune sind die notwendigen Folgen dieser Uebermüdung. Eine halbe Stunde Ruhe — noch besser eine ganze! — wirkt oft Wunder. Neben dieser allgemeinen Ermüdung spielt die Beanspruchung der Beine eine Hauptrolle; denn ihnen wird praktisch, besonders vormittags, auch keinen Augenblick Ruhe gegönnt; beim Stehen am Kochtopf, am Waschfaß, auf dem Markt, im Laden: immer werden Beine und Füße angekrenzt. Kein Wunder, daß mit der Zeit die Muskeln strecken, die Bänder sich dehnen und nachgeben und dadurch die Knochen des Fußes sich senken. Nicht umsonst hat eine genaue Statistik ergeben, daß die Hauptzahl der an Senkfuß leidenden Personen aus Hausfrauen, Chirurgen und Kellnern besteht. Ist erst mal ein Senkfuß da, wird die Hausfrau schrecklich geplagt; jedoch ist durch regelmässiges Ruhem der Füße hier weitgehend vorzubeugen. Natürlich muß dabei auch vernünftiges Schuhwerk mit mäßig hohem Absatz getragen werden.

Die häufige Neigung der Frauen zur Krampfaderbildung erfordert noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Durch die aufrechte Körperhaltung leiden allgemein unsere Beine unter einer gewissen Blutüberfüllung. Bei einer besonderen Nachgiebigkeit der Blutgefäßwände — dadurch entstehen Krampfaderen — sammelt sich erst recht zuviel Blut in den unteren Körperpartien. Allgemeine Schwellung der Beine und Füße, Schmerzen und Mattigkeit stellen sich nur zu bald ein. Brechen die Krampfaderen aber erst auf und führen zu den ungemein verbreiteten Unterschenkelgeschwüren, deren Heilung oft Monate dauert, die manchmal heftige Beschwerden verursachen und böse Folgen haben können, dann ist das Unglück da und die Leistungsfähigkeit der Hausfrau bedeutend herabgesetzt. Daß alle die genannten Beispiele besonders dann gelten, wenn die Hausfrau in der Erwartung eines Kindes steht, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Darum Hausfrauen! Sagt nicht: ich habe keine Zeit, dies und jenes muß ich jetzt unbedingt tun. Wenigstens eine halbe Stunde ruht euch aus, möglichst nach dem Mittagessen! „Beine hoch!“ ist dabei die Hauptparole; lang legen, den Körper entspannen und die Augen schließen — schlafen ist gar nicht immer nötig —, dann werdet ihr gesund bleiben, euch eurer Familie erhalten, leistungsfähig sein und doppelt schaffen können.

cand. med. S. W e n n i g w e r t h .

Was ist man seinen Gästen schuldig?

Der Sommer neigt sich seinem Ende zu, die Ausflüge werden seltener, und damit wendet man sich wieder mehr der Geselligkeit im eigenen Heim zu. Vielseitig sind die Gelegenheiten, Freunde und Bekannte im eigenen Heim gesellig zu vereinen. Natürlich ist es meist von den Wohnungs-

selbst überlassen bleiben, aber auch kein Gast darf dem anderen vorgezogen werden. Es sei denn, daß eine besondere Situation vorliegt, wie zum Beispiel, wenn ein verlobtes Paar gefeiert werden soll, oder daß eine Unterscheidung nach dem Alter erfolgen soll.



Festlich geschmückte Tafel.

und pekuniären Verhältnissen abhängig, ob und wieviel Gäste man empfangen kann. Nur wer passende Räume hat, ist in der Lage, Gesellschaften zu geben. Es gibt ein Sprichwort: „Ueber neun und unter drei halte keine Gasterei!“ — Man wird sich daran festlich nicht immer halten können. Doch sollte man nach

Möglichkeit nur so viel Gäste einladen, daß das Gesamtbild der Tafelrunde auch einen äußerlich schönen Anblick gewährt. Wenn in einem Zimmer, das sein bestimmtes Gepräge oder einen besonderen Stil des Mobiliars hat, behelfsmäßig Sitzgelegenheiten geschaffen werden müssen, oder wenn an einer Tafel die Wein- und Biergläser an Zahl nicht ausreichen und dafür ein unvollkommener Ersatz prangt, so stört das die Harmonie des Gesamteindrucks. Im übrigen bringt es den Gastgeber in die Verlegenheit, welchem seiner Gäste er die Unvollkommenheit anbieten und ihn damit hinter den anderen zurückstellen lassen soll.

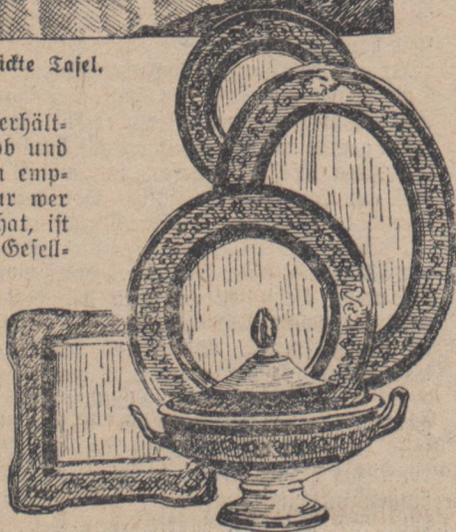
Jede Hausfrau hat die Aufgabe, ihre Gäste, gleichviel, ob deren wenig oder mehr erscheinen, freundlich aufzunehmen und alles daran zu setzen, daß sich jeder Gast wohlfühlt. Daraus ergibt sich erneut die Notwendigkeit, nur so viel Gäste einzuladen, wie man als Gastgeber zu unterhalten vermag; denn kein Gast darf sich

Man kann verschiedener Meinung sein darüber, ob die zu einer Gesellschaft Geladenen alle aus möglichst gleichen Wirtschafts- und Gesellschaftsschichten stammen sollen. Gerade in unserer Zeit ist es vielleicht von größerem Wert, daß in der Gesellschaft möglichst verschiedenartige Schichten vertreten sind; denn das verhindert einerseits Fachsimpelerei, andererseits hilft es sozial ausgleichen und lehrt Menschen einander in ihren Sorgen und Nöten besser verstehen. Allerdings hüte man sich im allgemeinen davor, die Jugend mit dem Alter zusammen einzuladen; denn Jugend will lebendig-fröhliche Unterhaltung und Spiel, und das Alter liebt ruhigen Meinungsaustausch.

Was gibt es sonst noch zu beachten? — Die Hausfrau muß pünktlich fertig sein zum Empfang, sobald der Besuch die Wohnung betritt. Es macht einen peinlichen Eindruck auf den Gast, wenn der Ehemann ihn mit den Worten empfängt: „Meine Frau ist noch nicht ganz fertig“, — und der Gast nicht weiß, was er mit seinen Blumen, die er der Hausfrau überreichen will, anfangen soll. Ja, die Hausfrau soll so zeitig vor Eintreffen der Gäste fertig sein, daß sie noch genug Zeit hat, sich auszuruhen. Sie soll nicht den Kochlöffel aus der linken Hand weglegen, um im gleichen Atemzug mit der Rechten den Gast zu begrüßen. Sie soll vielmehr in aller Ruhe noch einmal musternd durch die Zimmer gehen können, die von den Gästen betreten werden. Zunächst richte sie ihr Augenmerk darauf, daß die Garderobe am Vorflur zum Ablegen der Sachen frei ist. Es ist nichts so unangenehm, als wenn der Gast keinen Haken findet, um seinen Mantel anhängen zu können.

Da die Herren oft der Dame des Hauses einen Blumenstrauß zugebracht haben, so darf diese nicht erst in allen Winkeln ihrer Wohnung herumtramen, sondern muß einige Vasen in greifbarer Nähe haben. Auf die Tafel im Esszimmer gehört ein Blumenstrauß. Da man die Sträuße, die von den Gästen mitgebracht werden, an exponierter Stelle unterbringt, stellt man einen oder bei langer Tafel mehrere davon auf den Tisch, die anderen verteilt man am besten in den Zimmern, in denen man sich nach dem Essen aufhält.

Will man der Tafel einen besonderen Schmuck verleihen, verziert man sie außer dem Mittelstrauß mit einer Bandgarnitur, die beliebig angewendet werden kann. Sehr schön sind dazu auch die modernen, flachen Blumenschalen



Festlich geschmückter Tisch für eine kleinere Gesellschaft.

mit Mittelfigur. Man gibt der Figur mehrere schmale, bunte Bänder in die Hand und verteilt diese nach allen Seiten über das Tisch Tuch. Ebenso kann man zusammengeknüpfte Bänder von oben in einen Strauß stecken und nach allen Seiten gleichmäßig verteilen. Man stelle aber außer den nötigen Dingen nicht zuviel auf die Tafel, da doch die aufgetragenen Speisen noch genügend Platz für sich beanspruchen. Es ist nicht schön, wenn die Gäste dauernd in die Verlegenheit kommen, gereichte Schüsseln auf der Tafel nicht absetzen zu können und sie dann ihrem Nachbar weiterreichen, nur um selbst von ihnen frei zu werden. Am besten ist es, man hat auf einer Anrichte Gelegenheit, Schüsseln mit Speisen unterzubringen. Auch saubere Teller, Bestecke, Gläser usw. müssen dort noch bereit sein, falls dieser oder jener Gast verspätet ankommt. Es ist unangenehm für die Hausfrau, im Beisein ihrer Gäste das Büfett nach all den Dingen in Eile durchsuchen zu müssen, wenn noch überraschend Besuch erscheint.

Die Stühle sehe man nicht zu eng. Gut ist es, wenn man für jeden Gast etwa 70 Zentimeter Raum an der Tafel zur Verfügung hat. Ein Festessen soll Freude und Erholung, aber keinen Zwang bringen. Es läßt sich auch leichter servieren, wenn die Gäste nicht zu eng sitzen.

Das Bedienungspersonal muß von der Hausfrau vorher genügend instruiert sein. Begeht es trotzdem einen Verstoß beim Bedienen, so muß höchstens ein ganz dezenter Hinweis genügen. Reinesfalls aber darf eine Rüge erteilt oder gar eine Gardinenpredigt gehalten werden. Der Gast darf nicht gezwungen werden, Diskussionen über wirtschaftliche Unvollkommenheit im Hause über sich ergehen lassen zu müssen. Die Hausfrau gerät durch solch Verhalten ihrerseits in den Verdacht für ihr Hauspersonal keine geeignete Erzieherin zu sein.

Man achte auch darauf, daß die Türen zu den Wirtschaftsräumen geschlossen bleiben, damit der unvermeidliche Lärm und der Speisendampf der Küche nicht in die Zimmer dringen.

Man könnte noch vieles hinzufügen, was die Hausfrau beim Empfang der Gäste zu beachten hat. Vor allem Sorge für Ordnung in allen Räumen. Ein Lied, ein Spiel, ein guter Scherz bringen schnell fröhliche Stimmung und gute Laune. Doch muß die Hausfrau früh genug mit allen Vorbereitungen beginnen, wenn sie selbst nicht zu abgespannt sein will, um allen Erfordernissen einer Gastlichkeit Rechnung tragen zu können.

Und nun ein Allerletztes. Lade nur Gäste ein, die du gern bei dir siehst und gern noch zum Bleiben aufforderst, wenn sie sich zum Abschied rüsten wollen. Nur dann ist das rechte Band geknüpft zwischen Gastgeber und Gast.

Feinschmecker essen Erde.

(Naturwissenschaftliche Klauderei.)

Man denkt unwillkürlich an die Stelle des ersten Buches Moses, wo die Schlange als Anstifterin des Sündenfalles dazu verurteilt wird, „Staub zu essen“ und fragt sich, was das für armselige und primitive Menschen sein müssen, denen Erde als Nahrungsmittel dient. Weit gefehlt, die Leute, die diesen Stoff zu sich nehmen, fühlen sich viel eher als Feinschmecker, und man findet sie zu allen Zeiten und in allen Zonen vertreten.

Im alten Hellas wurden ganze Schiffsladungen einer bestimmten Tonerde von den Inseln des Ägäischen Meeres geholt, und kein Geringerer als Hippokrates, der berühmteste und kenntnisreichste Mediziner der Antike, verordnete sie als Vorbeugungsmittel gegen Frauenkrankheiten. Noch heute sollen die griechischen Aerzte dem Beispiel ihres frühen Kollegen zuweilen folgen. Eine ähnliche tausendjährige Tradition hat das Erde-Essen in China, wo es namentlich in der Provinz Schansi gepflegt wird, weil die Frauen sich dort die Erhaltung einer blassen Gesichtsfarbe davon versprechen. Die Einwohner der tungusischen Steppe und der Halbinsel Kamischatta stehen den Bewohnern des Reiches der Mitte nicht nach, doch man braucht gar nicht so weit zu gehen, um zahlreiche andere Zeugen für jene Sitte anzutreffen.

In Schweden und noch häufiger in Finnland wird Infusorienerde dem Mehl zugefügt, und die Bewohner Sardiniens baden ein Brot aus Eichel- und feingeschlemmtem Ton. Auf der Brennenhalbinsel mengt man unter den Pimiento, den spanischen Pfeffer, gern eine gewisse Okererde und würzt mit dieser Ingredienz zahlreiche Speisen. Auch aus der Neuen Welt lassen sich Beispiele anführen. Im bolivianischen Hochland genießt man die „pasa“, eine weißliche Tonart in geschlemmtem oder rohem Zustande und verkauft sie in der Form von Tierfiguren, ähnlich wie man in Peru mit einer Kalkerde schwunghaften Handel treibt.

Bei der Erscheinung des Erdeessens handelt es sich um einen keineswegs unnatürlichen Vorgang. Man kann auch bei uns beobachten, daß Kinder, und zwar meist bleichsüchtige oder blutarme, Kreide verpeifen oder an Eisengittern lecken; die Ursache dafür ist ein triebhaftes Bedürfnis des Körpers, sich

fehlende Nahrungsmittel zu verschaffen, ohne die er nicht bestehen kann. Namentlich kommen einige anorganische Stoffe hier in Betracht: Chlornatrium, Chlorkalium, Jod, Eisen, kohlen- und phosphorsaurer Kalk, von denen bestimmte Mengen auf die Dauer dem Menschen unentbehrlich sind. In allen den erwähnten Erdenarten ist einer von ihnen enthalten, und wenn sich noch ein Wohlgeschmack dem Charakter der „Aufbauhilfe“ zugesellt, so nimmt es nicht wunder, wenn die Bewohner von Gegenden, wo diese in den gewöhnlichen Speisen fehlen, sie sich auf die billigste und einfachste Weise aus dem Mutterboden verschaffen. L. K.

Vielseitigkeit der Stiderei.

Im näheren Bereich des Menschen, in seiner Wohnung und Kleidung gibt es kaum eine Stelle, wo die Nadelkünste nicht Gelegenheit zu formender, pflegender und lebenerhöhender Betätigung fänden. Man nehme das sieben erschienene Oktoberheft der bekannten Kunstzeitschrift „Stidereien und Spitzen“ (Verlagsanstalt Alexander Koch) zur Hand: in 32 Abbildungen einige siebenzig Objekte, die die Wand und das Sofa, den Tisch und den Wäschekrant, die Tafel und das Bett, die Kleidung und das gesellschaftliche Leben betreffen. Man sieht Tülldecken in allen Größen und Bearbeitungsarten, Rissen gesteppt, gestickt, auf Schnur gearbeitet, in schwerer Seide und in Taffet, dann Steppdecken und Daunendecken von apartester Linienführung, Wandbehänge in Handweberei und bestickter Bastseide, Tischläufer, Leinen- und Batistdecken mit Durchbruch und farbiger Bestickung, schließlich eine ganz gestickte Wandbespannung, deren Entstehung besonders interessant ist, da sie unter Leitung einer märkischen Gutsfrau von Dorfkindern entworfen und ausgeführt wurde.

Trotz der Vielartigkeit des Materials wirkt das Heft durchaus einheitlich. Drei hervorragende Meisterinnen der modernen Stiderei sind beteiligt: Ina von Kardorff, Maria Reppert-Boehland und Zini Ehrenborfer-Starica. — Eine besondere Anerkennung verdient der reiche Textteil. Er bringt nicht nur Erläuterungen zu den abgebildeten Arbeiten, sondern auch manchen feinsinnigen Gedanken zum Thema „Stiderei“ oder „Handarbeit“ überhaupt, auch Ausführungen zur Herzens- und Geistesbildung, die tief und schön gedacht sind und in leichter Form vorgetragen werden.

Für die Küche.

Kohlrollen mit Pilzfüllung. Wenn man von einem Weißkohl die großen Blätter übrigbehält, so läßt sich auf folgende Weise ein sehr schmackhaftes Gericht herstellen: Die dicken Rippen werden von den Kohlblättern vorsichtig entfernt, dann läßt man sie in kochendem Wasser ein wenig ziehen, so daß man sie gut rollen kann. Inzwischen nimmt man zwei Pfund Pilze (Steinpilze oder Pfifferlinge), säubert und zerkleinert sie und dämpft sie ganz weich in 30 Gramm Butter, 15 Gramm feingehacktem Speck, Salz und Pfeffer; dann rührt man ein geschlagenes Ei zwischen die Pilze. Diese Masse nimmt man mit einem Kochlöffel auf und füllt die Kohlblätter mit derselben; die Kohlblätter werden zusammengerollt und mit einem Bindfaden zusammengebunden. Dann legt man die fertigen Kouladen in eine Kasserolle, wobei sich durch das Dünsten der Pilze etwas Flüssigkeit bildet; um die Flüssigkeit zu vermehren, fügt man etwas Fleischbrühe oder einen in kochendem Wasser zerlassenen Maggiwürfel hinzu und läßt sodann die Kohlrouladen eine Stunde lang schmoren. Große ausgehöhlte Tomaten kann man ebenfalls auf solche Art und Weise zubereiten, doch brauchen sie nur 20 bis 25 Minuten zu schmoren.

Susarenessen. Ein großer Blumenkohl wird schön gesäubert, wobei der Kopf ganz gelassen wird, und halb weichgekocht. Dann nimmt man ihn vorsichtig aus dem Salzwasser heraus, legt ihn in eine Auslauschüssel und deckt diese bis zum Gebrauch zu. Dann nimmt man 1 Pfund Pötelzunge, wiegt sie recht fein, gibt 2 Eier, einen halben Eßlöffel gewiegter feiner Kräuter und 1 Eßlöffel geriebener Semmel, Pfeffer und Salz darunter und vermischt alles recht gut. Aus dieser Farce legt man einen Kranz um den Blumenkohl, verquirlt ein Eigelb, einen Eßlöffel Mehl mit zwei Tassen Blumenkohlwasser, gießt die Tunke über den Blumenkohl und die Farce und bestreut alles dick mit geriebenem Parmesankäse. Dann zerpflückt man 35 bis 40 Gramm guter Butter obenauf und läßt das ganze Essen bei guter Hitze 20 Minuten im Ofen backen. Diese Speise ist für 4—5 Personen berechnet.

Zwiebelgemüse. Harte, feste Zwiebeln schneide man in Scheiben, RäucherSpeck in Würfel und lasse beides zusammen hellbraun werden und gar schmoren. Dann werden auf eine Portion für vier Personen drei Kochlöffel voll Mehl hinzugegürt. Dieses wird mit kaltem Wasser aufgelöst und öfters umgerührt, bis eine dickliche Tunke entsteht. Man gibt einen Maggi-Brühwürfel und, wenn man es liebt, ein wenig Zucker an das Gemüse und richtet es zu beliebigen Fleischarten an. Dieses Gericht hält sich zubereitet mehrere Tage und schmeckt warm, aber auch kalt auf Butterbrot gut.

Wie ich den Mann im Mond besuchte.

Eine Traumgeschichte, aus der man manches lernen kann.

Eines Tages schrieb ich an den Mann im Mond eine Postkarte mit Rückantwort, daß ich ihn gern besuchen wollte, und er sollte mir mitteilen, wann es ihm angenehm wäre und auch, wie man es macht, daß man zu ihm hinaufkommt. Er schrieb zurück, das wäre ganz einfach; er würde sein Gummiseil heruntersetzen, und ich brauchte mich nur daran festzuhalten. Und am nächsten Mittwoch wäre es ihm angenehm.



Am nächsten Mittwoch war gerade Vollmond, und ich guckte immerfort hinauf, weil ich sehen wollte, wie der Mann im Mond das Gummiseil hinunterließ. Endlich kam es herunter und gerade in den Schornstein auf unserem Haus. Das war mir natürlich nicht sehr angenehm, daß ich durch den Schornstein mußte, aber es ließ sich nun nicht mehr ändern. Ich zog meinen Winterüberzieher an, weil ich in einem Buch gelesen hatte, daß es im Weltraum ziemlich kalt sein sollte, und dann nahm ich das Gummiseil in die Hand und zuppte daran wie der Schaffner auf der Straßenbahn, zum Zeichen, daß wir nun abfahren könnten. Raum hatte ich daran gezuppt, da ging es los. Ich flog durch den Schornstein in die Luft hinaus wie eine Rakete.

Zuerst wurde mir ein bißchen bang, wie ich die Dächer der Stadt unter mir blüßschnell in die Tiefe versinken sah, aber als sie verschwunden waren, machte ich mir nichts mehr daraus. Bald flog ich im unermeßlichen, finsternen, eisigkalten Weltraum und war eine Sternschnuppe. Das war sehr fein, und ich leuchtete wundervoll, und um mich herum leuchteten noch viele andere Sternschnuppen, und die Sterne blitzten wie Brillanten. Nur mußte ich aufpassen, daß es keinen Zusammenstoß gab.

Und dann sah ich den Mond auf mich zukommen. Er sah aus wie ein ungeheurer Eiertuchen mit Butterschmelze darauf. Immer größer wurde er. Nun sah ich schon, daß die dunklen Flecke in

der gelben Scheibe keine Butterschmelze waren, sondern große Löcher.

Ich sank nun kopfüber in den Mond hinab und plumpste auf etwas Weiches, wahrscheinlich auf ein Gummikissen, das der Mann im Mond für mich bereitgelegt hatte. Das Gummikissen warf mich wieder in die Höhe, mindestens zweihundert Meter hoch, und dann sank ich ganz langsam und sanft wieder hinunter, wie wenn ich eine Flaumfeder wäre.

Ich blickte mich um. Es war eine werkwürdige Landschaft; kein Baum und kein Strauch weit und breit, nur Berge und große Löcher dazwischen. Große Felsbrocken lagen überall herum. Und alles war schwarz und weiß wie auf einem Schachbrett, nur nicht so regelmäßig. Ich rutschte von dem Gummikissen hinunter und machte einen Schritt, aber das war ein ganz merkwürdiges Gefühl: ich wurde ein Stück weit über den Boden gleichsam fortgeweht und schwankte umher wie ein Kork auf dem Wasser. Um ins Gleichgewicht zu kommen, wollte ich mich an einem der großen Felsblöcke festhalten und aufrichten; aber der Felsblock fiel um, als wäre er nicht aus Stein, sondern aus Pappe. Ich war wütend und versetzte ihm einen Tritt; da flog er in die Luft wie ein Fußball. Ich

selbst aber wurde einige hundert Meter weit fortgewirbelt und landete am Fuß eines Gebirges auf meinem Hinterteil.

„Man sieht, daß Sie zum erstenmal auf dem Monde sind, mein Herr!“ krächzte eine Stimme, und als ich mich umdrehte, war es der Mann im Mond. Er sah nicht gut aus; die eine Hälfte seines Gesichts war schwarz wie Tinte und die andere weiß wie Kreide. Sein Kopf war kahl und blank wie eine Billardkugel, sein Bart war so lang, daß er ihn um die Hüfte geknotet tragen mußte, weil er sonst darüber gestolpert wäre. Und das Stolpern ist eine gefährliche Sache auf dem Monde, das hatte ich schon gemerkt; man kann dabei kilometerweit verschlagen werden. Das kommt daher, weil der Mond eine viel geringere Anziehungskraft besitzt als die Erde.

Ich sagte „Guten Tag!“ und gab dem Mann im Mond die Hand; dann zog ich mein Taschentuch heraus und trocknete mein Gesicht ab, denn es war entsetzlich heiß.

„Ja“, sagte der Mann im Mond, „hier ist es wärmer als auf der Erde. Es gibt hier keine Wolken und keinen Regen, nur Sonnenschein. 360 Stunden lang brennt die Sonne ununterbrochen herab, und dann ist es 360 Stunden lang finster.“

Er zog eine Weckeruhr heraus: „Es ist jetzt einviertel vor 360 Uhr. In einer kleinen Viertelstunde werden Sie einen merkwürdigen Sonnenuntergang erleben.“

Der Sonnenuntergang war so, wie wenn man das elektrische Licht austupft. Vorher war alles greller Sonnenschein, und auf einmal war es stockfinster. Der Mann im Mond sagte: „Gleich wird der Mond aufgehen.“ — „Der Mond?“ Da lachte der Mann im Mond. „Der Mond des Mondes ist die Erde. Sehen Sie, dort geht die Erde eben auf.“ Ich war sprachlos. Eine große glänzende Kugel schwebte über dem Mondgebirge empor. „Das soll die Erde sein?“ fragte ich. „Jawohl“, jagte der Mann im Mond. „Sie können dort die graue Fläche des Atlantischen Ozeans und die dunklen Umrisse von Europa sehen. Da bekam ich Heimweh nach meiner lieben Mutter Erde und dachte, es wäre nun Zeit, Abschied von dem Mann im Mond zu nehmen.“

„Armer Mann“, sagte ich, „leider muß ich Sie jetzt wieder verlassen.“ Da lachte er mich an. „Wie wollen Sie denn das vor Angst.“ „Dafür werden Sie sorgen, denke ich. Sie haben anstellen?“ fragte er und lachte. „Wir schlotterten die Knie mich ja heraufgeholt!“ — „Das habe ich!“ lachte der Mann im Mond. „Aber hinunter auf die Erde lasse ich Sie auf keinen Fall. Ich bin froh, daß ich endlich einen Menschen hier oben habe, der mir die Langeweile verteiben kann!“ Ich



sprang auf und vergaß in meinem Schreden alle Vorsicht, so daß ich weit in die Finsternis hineinkollerte. Und ich nahm einen großen Anlauf und sprang ab. Wie ein Pfeil flog ich empor, himmelhoch, und dann — sank

ich langsam und leicht wieder herunter auf den Mond und prallte ab und flog wieder empor.

Ich sprang zum zweitenmal, zum drittenmal. Der Mann im Mond lachte teuflisch in der Finsternis. Ich sprang und sprang . . . und — erwachte. Seltsam: Mein Kopf steckte unter der Bettdecke, und mit den Beinen strampelte ich in der Luft. Und mein kleiner Bruder stand im Nachthemd vor mir und lachte genau so teuflisch wie der Mann im Mond. Gott sei Dank! es war nur ein Traum!

W. D.